

Ausschnitte aus dem Buch „Cold War“, in denen Elisabeth Heller zitiert wird (Grobübersetzung):

Für einige im Osten markierte die Wende einen positiven Wendepunkt in ihrem Leben, eine Chance zu reisen, frei zu sprechen, zum ersten Mal ein Geschäft zu gründen oder ihren Beruf oder Wohnort zu wechseln. Für andere 'Ossis', wie die Bürger aus dem Osten genannt wurden, war es eine Wendung zum Schlechteren, als ihre lebenslange Anstellung endete, weil ihr Arbeitsplatz geschlossen wurde, und sie arbeitslos und desorientiert zurückblieben, ohne Ersparnisse oder Eigentum, auf das sie zurückgreifen konnten. Besonders für ältere Menschen, die es schwerer fanden, einen neuen Job zu finden, gab es ein Gefühl des Verlusts, ihre Identität als Ostdeutsche Bürger wurde ihnen genommen und ersetzt durch ein beunruhigendes Gefühl, zu Bürgern zweiter Klasse geworden zu sein.

Auch für 'Wessis', wie die aus dem Westen stammenden Menschen bezeichnet wurden, gab es einen Preis zu zahlen. Sie trugen die Kosten der Wiedervereinigung und gewöhnten sich an die unterschiedlichen Ansichten der neuen Bürger aus dem Osten, von denen einige eine deutlich andere Lebensauffassung hatten.

In Berlin gab es sowohl Verlust als auch Gewinn. Einerseits konnte man nun problemlos in das Gebiet der ehemaligen DDR reisen, das einst eine einzigartige Landschaft bot. Andererseits verlor Westberlin, das zuvor von den alliierten Besatzungsmächten privilegiert war, seinen besonderen Status und musste sich in der wiedervereinigten Stadt, die nun die Hauptstadt des wiedervereinigten Landes war, eine neue, eigene Identität schaffen.

Elisabeth Heller war Anfang vierzig, alleinerziehend mit einem Sohn in Ostberlin, und arbeitete als Musikredakteurin bei Radio DDR 1, einem der Sender des ostdeutschen Staatsrundfunks. „Wir durften nur 40 Prozent der Musik aus den sogenannten nicht-sozialistischen Ländern und 60 Prozent aus unserem Land und dem sozialistischen Lager spielen. Das waren die Richtlinien, und dann mussten die Sänger und Komponisten der Parteilinie folgen oder zumindest so tun. Zum Beispiel, wenn ein Komponist in den Westen gegangen war, durften wir plötzlich nicht mehr die Sänger spielen, für die er komponiert hatte. Und das war das Problem - seit 1989 waren immer mehr Künstler in den Westen geflohen. Und so wussten wir nicht, wen wir mehr spielen konnten, weil sie aus dem Repertoire genommen wurden. Jeder hatte das Gefühl, dass sich in dieser Zeit etwas ändern musste. Aber niemand ahnte, dass die Mauer wirklich fallen würde, und sicherlich nicht so schnell.“

Elisabeth Heller: „Ich erlebte den Fall der Mauer wie Tausende von Menschen als etwas wirklich Unglaubliches: Freude, reines Glück, Euphorie durch und durch. Wir alle wollten testen, ob es wirklich möglich war, als Berliner vom Ostteil in den Westteil zu gelangen.

Ich hatte einen Besucher aus Thüringen, und die Reaktion war: ‚Wir müssen sofort dorthin gehen!‘ Aber so pflichtbewusst ich war, weil ich zu Hause war, um mich um meinen kranken Sohn zu kümmern, sagte ich: ‚Das ist unmöglich. Wenn mich jemand sieht. Ich bin doch krankgeschrieben wegen des Kindes‘.

Selbst in diesem Moment waren sie eingeschüchtert und konnten es nicht glauben, aber natürlich war der Wunsch da, dies so schnell wie möglich zu testen.

„Nach einer aufregenden Nacht gingen wir am nächsten Tag, dem 10. November am Morgen, zur Mauer. Das Erste, was wir sahen, waren Menschen, Menschen, Menschen und noch mehr Menschen, die sich in Richtung potenzieller Übergangspunkte bewegten. Man musste zuvor nur seinen Pass stempeln lassen. Wir hätten eigentlich zuerst eine Genehmigung bekommen müssen, aber wir gingen trotzdem durch: ein Stempel und dann über die Brücke.



Elisabeth Heller with her son in West Berlin. 1989.

So kamen die Ostberliner nach Westberlin. Wir trafen uns einmal und verabredeten uns für den nächsten Tag und feierten dann an der Mauer. Es war ein unvergesslicher Moment.

Endlich war es möglich, in alle Richtungen zu reisen, ohne sich selbst zu zensieren und frei zu sprechen, ohne Angst vor Dingen zu haben, frei wählen zu können und tropische Früchte zu genießen, denn auch das war ein Wunsch, den wir alle hatten.

Die Auswirkung auf meine Arbeit als Muskradio-Redakteurin war in jeder Hinsicht positiv. Wir konnten endlich Programme mit der Musik so gestalten, wie wir

das immer wollten. Das war auch für alle anderen Rundfunkmitarbeiter des DDR-Funkhauses bedeutend. Und wir haben alles getan, um einen Neuanfang in den ostdeutschen Medien zu machen. Ich fühlte mich wunderbar und frei wie nie zuvor. Ich hatte meine Arbeit zwar auch schon zuvor genossen, aber dieses einmalige Gefühl erlebte ich eben nur zu dieser Zeit. Nicht früher und nicht später.

Man hatte endlich das Gefühl, anerkannt zu sein, ernst genommen zu werden. Man hatte nicht mehr das Gefühl, eine Person zweiter Klasse zu sein, ständig herumgeschubst zu werden oder sich an Vorschriften halten zu müssen. Es war wie ein Traum.

Viele der Dinge, über die ich mir damals Sorgen machte, traten nicht ein, aber andere Dinge, auf die ich mich nicht vorbereitet hatte, taten es. Ich habe das Beste daraus gemacht.“

Die Vereinigung Deutschlands bedeutete die Zusammenführung vieler Institutionen aus West und Ost – oder in einigen Fällen die Schließung der ostdeutschen Version, wie zum Beispiel des staatlichen Rundfunksenders, dem **Elisabeth Heller** ihre Karriere gewidmet hatte. So begann schon knapp ein Jahr nach dem Fall der Berliner Mauer alles zu ändern.

„Für den ersten Sender, *Radio Berlin International*“, war der Spaß sehr schnell vorbei. Für mich, die für *Radio DDR 1* arbeitete, das in *Radio Aktuell* umbenannt wurde, kam das Ende dann wenig später. Ich hatte persönlich das Gefühl, als würde mir jemand die Kehle

durchschneiden. Bestürzung, Verwirrung, tiefe Traurigkeit, Unverständnis, denn niemand konnte das verstehen. Man hatte sein Bestes gegeben, alles investiert, war glücklich – und plötzlich war es vorbei.

Es gab Maßnahmen, von denen man dachte, man könnte Menschen umschulen. Aber wie sich herausstellte, war das eine Illusion. Deshalb musste auch ich zum Arbeitsamt gehen, wo man mir sagte: ‚Mit 42 Jahren und als Alleinerziehende mit einem Kind werden Sie nie wieder einen Job bekommen. Ich könne ja einen reichen Mann heiraten ...‘

Die Wunder der Demokratie. Ich habe die Augen eines Westlers in Ostdeutschland gespürt. Das Wichtigste, was ich mochte, war diese Art von egalitärer Gesellschaft. Ich mochte nach wie vor eigentlich die Idee, dass es keine extrem reichen Leute gab, dafür aber kostenlose Gesundheitsfürsorge für alle.

Einige Zeit nach dem Fall der Mauer und dem gesamten Vereinigungsprozess begann ich mich wie ein Bürger zweiter Klasse zu fühlen. Ich betrachtete mich damals nicht wirklich als Deutsche – vielmehr immer noch als Ostdeutsche. Aber das war nicht mehr die akzeptierte Meinung.

Ich war sehr unglücklich und verärgert über den Ablauf des gesamten Vereinigungsprozesses, denn ich denke, das Wort ‚Vereinigung‘ ist etwas irreführend – es war eine Übernahme. Es gab tatsächlich sehr wenig Positives, was an ostdeutschen Gesetzen, Vorschriften, Lebensumständen o. ä. in das vereinigte Deutschland übernommen wurde, so dass es sich ein bisschen wie Kolonisierung anfühlte. Es gab wohl die Annahme, dass man, wenn man im Osten lebte oder von dort stammte und kein aktiver Dissident war, automatisch ein Stasi-Mitglied war oder jemand, der völlig falsche und undemokratische Ideen hatte. Es gab die Annahme, dass man sofort akzeptieren würde, dass der Westen gut und der Osten schlecht war. Es gab viele absichtliche Fehlinterpretationen darüber, was in Ostdeutschland passiert war. Es gab sehr viel negative Propaganda über Leute, die ihr Leben damit verbracht hatten, etwas sehr Wertvolles und Positives aufzubauen – ein egalitäres soziales Experiment, egal wie fehlerhaft. Das machte sie nicht zu schlechten Menschen, die das Falsche unterstützt hatten. Aber die Annahme war, dass man, wenn man nicht gegen das System war, automatisch ein Stalinist war, und das war wirklich falsch und sehr verstörend.

Es gab auch die Annahme, dass - wenn man im ehemaligen Osten ausgebildet worden war oder dort zur Universität gegangen war, es automatisch schlechter wäre. Aber der Bildungsprozess im Osten war ziemlich umfassend. Und die Voraussetzungen dafür, um an einer Universität zugelassen zu werden, waren hoch.

Ich fand, dass im vereinten Deutschland viel mehr Augenmerk auf das Aussehen gab, als es unter meinen Freunden im Osten der Fall gewesen war. Kleidung schien plötzlich sehr wichtig und ...

Von jetzt auf nachher fand ich mich, obwohl ich meine Wohnung nicht gewechselt hatte, an einem fremden Ort wieder, in diesem seltsamen Land, dessen Regeln und Vorschriften ich

nicht kannte. Und ich wurde arbeitslos – eine Situation, die ich in dem Land, in dem ich aufgewachsen war, wo alles von der Wiege bis zur Bahre geregelt war, so einfach nicht kannte. Man hatte das Gefühl, nichts zu sein und sich anderen Menschen gegenüber rechtfertigen zu müssen, die nicht verstanden, warum man arbeitslos war und keinen Job hatte.

Es war ein frustrierender Zustand, der anhielt, bis ich das Rentenalter erreichte. Während dieser Zeit bis dahin machte ich alle möglichen Dinge. Nach wie vor immer auch im Bereich der Medien und Bildung. Aber alle Einsätze waren nur kurzfristig. Beispielsweise nur Wochen Vertretung für jemanden im Urlaub bei einem Sender oder ein mehrwöchiger oder -monatiger Fortbildungskurs wieder ganz woanders. Dann wurde man dazu verpflichtet, an sogenannten Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen teilzunehmen, bei denen Menschen zusammengebracht wurden, die keine Ahnung davon hatten, was sie miteinander anfangen sollten, weil sie aus unterschiedlichsten Lebensbereichen kamen.

Soweit ich mich erinnern kann, waren die Leute am Ende verzweifelt und frustriert. Letztendlich war es durchgehend nur noch ein Kampf ums Überleben. Man wusste nicht, was man am besten tun sollte, und man tat praktisch nichts.

Niemand unterstützte mich, außer einem sogenannten Fallmanager, der erkannte, in welchem verzweifelter Zustand ich war. Er ermöglichte mir, ein einjähriges Fernstudium zu absolvieren und ein digitales Aufnahmegerät zu bekommen.

Unabhängig davon wurde ich gefühlt immer wie ein Bürger zweiter Klasse behandelt. Es waren und sind Demütigungen, die Konsequenzen haben. Denn das Selbstwertgefühl verschwindet. Es war also schwierig, Fuß zu fassen, zumal ich nicht die Einzige war, der es so ging. Darunter so viele hochqualifizierte Menschen, die genau wie ich Arbeit suchten. Mir wurde immer gesagt: ‚Sie sind zu alt und überqualifiziert.‘ Es war deshalb schwierig, dem eigenen Kind zu vermitteln, dass Bildung etwas nützen würde, denn ich hatte mehrere Fortbildungskurse und ein Fernstudium absolviert.“